

## 1) Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

### 1. Von Smetse, seinem Bauch und seiner Schmiede.

Smetse, der Schmied, wohnte in der guten Stadt Gent, am Zwiebeldamn gegenüber der Leye, dem schönen Fluß.

Er war geschickt in seinem Handwerk, hatte Ueberfluß an Fett und ein so lustig Gesicht, daß die Trübsinnigsten sich ergötzen, wenn sie ihn nur in seiner Schmiede sahen, wie er auf seinen kurzen Beinen behend hin und her lief, die Nase nach dem Winde, den Wanst in der Luft und auf alles ein wachsam Auge habend.

Wenn die Arbeit in seiner Werkstatt sich häufte, dann sagte Smetse, die Hände über den Bauch gemächlich und wohlgenut faltend und dem hellen Klang seiner Schmiede lauschend: „Bei Arteveldel Welche Trommeln, Tamburine, Querspfeifen, Pafgeigen und Dudelsäcke sind so viel wert, was die himmlische Musik anbelangt, als meine schlagenden Hämmer, meine ätzenden Ambosse und prustenden Blasbälge, meine waderen Arbeiter, so da singen und schmieden?“ Dann sprach er zu allen: „Nur getrost, Kinder! Wer vom frühen Morgen an wader arbeitet, trinkt zum Vesper um so besser. Was ist der schlaffe Arm da, der mit seinem Hammer so gemächlich schlägt? Glaubt er, daß er Eier schlägt, dieser Düstflahme? An die Barren, Dolf, sie schmelzen zu Wasser. An den Panzer, Pier, Klopse ihn recht flach. Ein gut geschmiedet Eisen ist eine Arznei gegen Kugeln. An die Pflugchar, Flipse, und tüchtige Arbeit; vom Pfluge kommt das Brot der Welt. An die Lüre, Toon; siehe, da kommt der abgetriebene Klepper des Don Sancio d'Avila, des Ritters mit der mürrischen Frage, von seinem ausgemergelten Knappen geführt, welcher gewißlich kommt, ihn beschlagen zu lassen. Möge er doppelten Preis zahlen um seines spanischen Hochmuts und seiner Härte gegen den Bürgermann willen!“

Also ging Smetse in seiner Schmiede umher, sang viele Male und pfiff, wenn er nicht sang. Im übrigen verdiente er manch schönen Dukaten, nahm zu an Gesundheit und trank um die Vesperzeit in der Herberge von Penjaert gern Braumbier.

### 2. Wie Slimbroek, der Rote, Smetse's Schmiedefeuer verlöschte.

Indessen errichtete ein gewisser Adrian Slimbroek mit Verstattung der Zunft eine neue Grobschmiede am Zwiebeldamn. Dieser Slimbroek war ein häßlicher, kleiner, kümmerlicher, magerer Kerl, bleich von Angesicht, mit einem gespaltenen Maul wie ein Fuchs, und der Rote zubenannt, von wegen der Farbe seiner Haare.

Ein Meister in Känken, wohlverfahren in Schlichen und Künften der Heuchelei und sozusagen der Schmiede geriebenster, hatte er alle die adligen und reichen Männer der Stadt für seine Werkstatt gewonnen. Selbige waren aus Furcht oder aus anderen Gründen gut Freund mit den Spaniern und haßten die Reformierten. Ihrer viele waren Kunden von Smetse, doch Slimbroek hatte sie gegen den Schmied aufgehebt, indem er sprach: „Dieser Smetse ist im Grunde seiner Seele ein Geyse. In seinen jungen Jahren war er Marodeur und kreuzte auf dem Meere mit denen von Seeland wider Hispanien, zum Vorteil der Religion, so sich reformiert nennet. Er hat annoch in Balcheren, Camp-Beere und Blissingen viel Verwandte und Freunde, lauter wütende Reformierte, so vom römischen Papst und den Herren Erzbischöfen sonder Ehrfurcht sprechen.“

„Des weiteren,“ fügte er hinzu, „ist jener Smetse ganz und gar Atheist, ließt die Bibel von Antwerpen ohngeachtet der Verbote und besücht die Kirchen allein aus Furcht und mitnichten aus Liebe.“

Durch solche und andere verleumderische Nachreden raubte Slimbroek dem Smetse alle seine Kunden. Und alsbald erlosch das Feuer in der Schmiede des guten Schmieds. Bald auch waren seine Ersparnisse verzehrt, und Frau Sorge zog in sein Haus ein.

### 3. Wo man Slimbroek mit artigem Kopfsputz im Flusse sieht.

In diesem Zustand überließ sich Smetse nicht der Verzweiflung. Er war jedoch schier betriibt und zornig, wenn er allein in seiner Schmiede ohne Feuer stand und all sein waderes Werkzeug am Boden sah, dieweil er den holden Klang der Ambosse und Hämmer in der Schmiede von Slimbroek vernahm.

Aber was ihn noch mehr erboste, das war dieses: allemal, wenn er vor dem Hause des besagten Slimbroek vorbeiging, so trat der rothhaarige Verräter untergehens auf die Schwelle seiner Lüre, grüßte ihn gar artig, sagte ihm viel Höfliches und hielt ihm hundert Schmeichelreden, ohne mit heuchlerischen Grüßen zu sparen; und das alles, um seiner zu spotten und über sein Elend schändlich zu lachen.

Lange währten diese häßlichen Pöffen und Grimassen, und Smetse war am Ende seiner Geduld. „Ha,“ sprach er, „es kränkt mich, elend zu sein, aber darein muß ich mich ergeben, denn es ist Gottes heiliger Wille. Aber es schmerzt mich zu grausam, diesen bösen Schelm, welcher mir meine Stunden durch seine Lügen raubte, sich über mein Elend ergötzen zu sehen.“

Indessen ließ Slimbroek nicht nach, und alle Tage wurden seine Worte heißender, denn je größer Unrecht er dem guten Schmied getan, um so größeren Haß begte er gegen ihn. Und Smetse gelobte sich an ihm zu rächen und ihm hinsichtlich des Geschmacks am Hohnlachen zu benehmen.

Eines Sonntags also, da er am Schifferdamn stand und mit einer großen Menge von Flußschiffen, Bürgern, Knaben und Scholaren, so des Feiertags wegen müßig gingen, den Fluß anschaute, kam Slimbroek untergehens aus einer Musikschenke, allwo er nicht wenige Krüge geschlürft hatte; und aus Ursache des Trunks war er dreister, denn seine Gewohnheit war. Da er Smetse bemerkte, rannte er ihn an und sprach mit vielen Gebärden, kreischender Stimme und gellendem Gelächter gar frech zu ihm: „Ei, guten Tag, Smetse, guten Tag, lieber Freund. Wie ist Dein Befinden, Smetse? Du scheinst Dein gutes Fett zu verlieren, Smetse. Das ist jammer schade. Woher kommt das? Sollt es Dich kränken, daß Du Deine Kunden verloren hast, Smetse? Du schenkst Dein gutes Fett zu verlieren, Smetse? Du mußt trinken, damit die Freude wieder einkehrt in Deinem Bauch. Man sieht Dich nimmer zur Vesperzeit in Penjaerts Herberge; warum Smetse? Bedarfst Du etlicher Dukaten, um zu trinken? Ich habe genug für Dich, wenn Du willst, Smetse.“ Und er kimperte mit seinem Sädel.

„Großen Dank,“ sagte Smetse, „Du bist zu gütig, Meister Slimbroek; es ist an mir, Dir jeztund einen Trunk zu bezahlen.“

„Ha,“ rief Slimbroek, Mitleid und Teilnahme heuchelnd, „warum mich freihalten wollen? Die Leute wissen ja zur Genüge, daß Du nicht reich bist, Smetse.“

„Reich genung,“ antwortete der Schmied, „um Dir den schönsten Schluck zu verschaffen, den Du jemals trankst.“

„Das wird ein Spaß sein,“ sprach Slimbroek zu der Menge der Flußschiffer und Bürger. „Das wird ein Spaß sein, Smetse will die Zechen bezahlen. Die Welt geht unter. Es ist das Jahr der vergüldeten Lumpen. Smetse bezahlt die Zechen. Ha, ich möchte gerne das Braumbier schlürfen, das Smetse bezahlt. Ich habe Durst wie afrikanischer Sand, sonntäglichen Durst, Durst wie ein Teufel, so in Luzifers Kesseln ein wenig gesotten wird.“

„So trinke, Slimbroek,“ jagte Smetse und warf ihn in den Fluß.

Da die Leute am Ufer das sahen, klatschten sie in die Hände, und ein jeder stellte sich an den Rand, um Slimbroeks Gebaren genau zu betrachten. Selbiger war mit dem Kopf voran ins Wasser gefallen und hatte einem Hunde, welcher schon lange tot war und, wie Nas zu tun pflegt, mit dem Strome schwamm, den Leib durchbohrt. Mit besagtem Hund hatte er sich gar wunderbarlich den Kopf geschnitten und konnte sich nicht davon losmachen, mahen er seine Arme zum Schwimmen brauchte, und er hatte des ganze Gesicht mit stinkendem Unflat geblüht.

Ohngeachtet er davon wie geblendet war, so wagte er

doch nicht aus dem Wasser zu steigen und an das Ufer zu gehen, wo Smetse stand. Und er schwamm ans andere Ufer mit dem Nas auf dem Kopfe und schnaufte wie hundert Teufel.

„Hollah,“ sprach Smetse, „wie findest Du das Braunbier, ist es nicht das beste im ganzen Lande Flandern. Aber, Herr, nehmet doch beim Trinken Eure Kopfbedeckung ab; niemals hat man Leute mit solcher Behauptung sich im Flusse ergehen sehen.“

Da Stribroek in der Mitte des Wassers hart an der Brücke war, kam Smetse mit dem ganzen Schwarm auf besagte Brücke, und Stribroek, so nicht aufhörte zu schnaufen, schrie Smetse zu: „Ich werde sorgen, daß Du gehentk wirst, Du schändlicher Reformierter.“

„Hoho,“ sprach Smetse, „Ihr seid im Irrtum, Freund, nicht ich will Reform, sondern Ihr, die Ihr sie in Kopfbedeckungen einführet. Wo habt Ihr diese her? Ich habe nie ihresgleichen gesehen, weder so schön, noch so voll von Quasten und Anhängseln. Wird diese Mode in Bälde nach Gent kommen?“

Stribroek erwiderte kein Wort und plagte sich, den toten Hund loszuwerden, aber umsonst; und also hörte er auf zu schwimmen und tauchte unter und kam noch wütender wieder herauf, schnaufte noch mehr und versuchte immerdar, den Hund loszuwerden.

„Bedeckt Euch, Herr,“ sagte Smetse, „macht nicht soviel Umstände, mich zu grüßen; ich bin es durchaus nicht wert. Bedeckt Euch.“

Am Ende kam Stribroek aus dem Wasser heraus. Am Ufer riß er sich den Hund ab und entwich mit großen Schritten nach seinem Hause. Aber der ganze Schwarm junger Schiffer und Knaben rannte ihm nach, höhnte ihn, pfiß und bewarf ihn mit Kot und anderem Unrat. Und das gleiche taten sie an seinem Hause, als er hineingegangen war.

(Forti. folgt.)

## Die Philosophie des Murmeltiers.\*)

Das Murmeltier spricht über den Menschen:

„Jetzt will ich über den Menschen sprechen, ganz frei heraus will ich über ihn sprechen.“

Der Mensch hat eine merkwürdige, bewegliche Haut, die er wechseln und verändern, an- und ablegen kann. Fast bei allen Menschen ist diese Haut verschieden nach Farbe und Form, und wollte man sie als Gattungsmerkmal nehmen, dann gäbe es so viele Menschenrassen, als es Individuen gibt. Aber man hat Grund zu der Annahme, daß diese Haut keine natürliche Haut, kein Bestandteil des menschlichen Körpers ist, sondern daß er sie künstlich erzeugt. Was ich in der Zeit meiner Gefangenschaft darüber beobachten konnte, hat mich in dieser Auffassung bestärkt. Es ist eine Eigentümlichkeit des Menschen, daß er eine Menge Dinge macht, die kein anderes Wesen je gemacht hat oder machen wird.

Der Mensch ist das mißratenste aller Tiere. Er hat Haare, die bei dem einen das ganze Gesicht umrahmen, bei dem anderen bloß den Scheitel bedecken. Das Haar fällt ihm im Alter aus, also dann, wenn er es am nötigsten hätte, um sich vor Kälte zu schützen. Man weiß übrigens nicht genau, wozu es ihm eigentlich dient. Ueber den Haaren trägt er gewöhnlich noch eine Bedeckung auf dem Kopfe. Soweit man es beurteilen kann, ist der übrige Körper nackt, abgesehen von der Haut, in die er sich einhüllt.

Alle anderen Tiere haben eine bestimmte Farbe. Die Kuh ist weiß oder rot oder braun oder gefleckt; der Schneehase ist im Winter weiß, im Sommer rötlich; der Bär ist braun; das Murmeltier hat ein geschmackvoll gefärbtes Fell, das von graubraun ins schwärzliche spielt. Nur die Haut des Menschen hat keine bestimmte Farbe. Sie ist halb durchsichtig und läßt das Blut und Fleisch durchschimmern. Das ist ohne Beispiel in der Natur. Wahrscheinlich schämt sich der Mensch dieser Abscheulichkeit und bedeckt sich aus diesem Grunde mit einer falschen Haut von bestimmter Färbung. Aber er läßt das Gesicht frei, und auch die Hände, was einem Lust macht, hineinzubeißen. Wäre ich ein wildes Tier, ich würde viele Menschen fressen.

Der Mensch kann sitzen und auf den Hinterbeinen stehen wie wir; hingegen kann er nicht auf allen Vieren laufen. Das einzig Nützliche ist doch, je nach Bedarf entweder auf den Hinterbeinen oder auf allen Vieren zu gehen, so wie es die Murmeltiere tun. Der Mensch ist aber auf zwei Beinen nicht sicher; er scheint immer zu stolpern. Oft bedient er sich eines Baumzweiges, um sich bei seinem langsamen und linksigen Gang zu stützen. Er läuft schwerfällig. Wie könnte er auch leichtfüßig rennen, mit einer solchen Figur! Es ist gar kein Verhältnis zwischen seinen unförmig dicken, Pfeilerartigen

\*) Unter dem Titel „Das Murmeltier mit dem Halsband“ erscheint in Kürze im Verlage von Georg Müller in München ein Buch von Eugène Lambert, das Paul Deutsch frei ins Deutsche übersezt hat (Preis gebestelt 3 M., gebunden 4 M.). Mit Genehmigung des Verlages veröffentlichten wir hier das nachstehende Kapitel.

Hinterbeinen und den weit kürzeren und dünneren Vorderbeinen, die er bloß als Arme benutzen kann, so wie wir es ebenfalls manchmal tun, aber natürlich nur, wenn es uns paßt.

Der Mensch wäre das wehrloseste der Tiere, denn er ist das ungeschickteste, wenn er nicht durch seine Erfindungskraft die natürlichen Mängel ersetzen könnte. Er hat keinen Geruchssinn, kein Gehör, seine Schkraft ist mindertwertig; aber er hat einen erfindungsreichen Kopf. Er nimmt ein längliches Instrument vors Auge und kann damit seine Beute aus jeder Entfernung entdecken. Gewöhnlich trägt er auf seiner Schulter ein anderes noch längeres Werkzeug; dieses richtet er gegen seine Opfer und dann sprigen unter schrecklichem Krachen Feuer, Rauch und kleine, runde, schwere Steine heraus, die auf riesige Distanz diejenigen treffen, die der Mensch treffen will. Nur ein Gott kann den Menschen gelehrt haben, solchermaßen den Blitz in seinen Dienst zu stellen. Warum blieb diese Kunst gerade dem Menschen vorbehalten, warum nicht anderen Tieren, beispielsweise uns? Womit hat der Mensch diesen Vorzug verdient? Ist es eine Auszeichnung vor den Göttern, wenn man unschuldig Blut vergießt?

Der Mensch hat einen Zauber. Manche Arten von Tieren beugen sich vor ihm, erkennen ihn offen als ihren Herrn an und dienen ihm eifrig. Andere mißtrauen ihm und hassen ihn. Er ist nicht blutgierig wie der Geier. Man hat nie gesehen, daß er in das Fleisch seines Opfers gebissen oder ihr Blut getrunken hätte. Er ist nicht zum Mörder geboren. Er hat keine scharfen Krallen, keinen Hakenschnabel, keine spitzen Zähne. Er scheint auch gegen uns gar keinen natürlichen Haß zu haben. Er ist nicht grausam, er ist nur fürchtbar hochmütig und von sich eingenommen. Der Mensch will die Untertwerfung der anderen Tiere. Er will herrschen oder sich wenigstens einbilden, zu herrschen. Er liebt es, sich mit Sklaven zu umgeben. Jedes freie Wesen ist für ihn eine Beleidigung. Sein Traum wäre, der Herr der Erde zu sein. Dieses Streben wird sich erst dann erfüllen, bis die freien Geschöpfe der Berge aus der Welt geschafft sind. Und daran arbeitet der Mensch. Er tötet uns, weil er uns nicht knechten kann. Auf solche Art rächt sich seine Unfähigkeit. Mag er töten, soviel er will, uns wird er nicht zwingen, ihm Gefolgschaft zu leisten. Wer für die Freiheit geboren ist, wird den Menschen und seine Trabanten ewig hassen.

Das Reich des Menschen mehrt sich. Wohin er dringt, wird es ringsum öde und verlassen. Er bevölkert dann die Einöde mit seinen Kreaturen. Welches Naturspiel, daß gerade das mißlungenste aller Geschöpfe zur Herrschaft bestimmt sein soll! Und trotzdem: Der Mensch schreitet vor, das Murmeltier geht zurück. Von unserer einstigen Ueberbevölkerung ist nicht mehr viel zu spüren. Ein Tal nach dem anderen müssen wir verlassen. Nirgends ist es mehr sicher. Unsere Urbäter kannten nicht den Anblick, der sich uns nur allzu oft bietet, daß wir plötzlich auf irgendeinem Berggrat die Kontur eines Menschen erblicken, die sich gegen den Himmel abhebt. Das sehen wir jetzt fast jeden Tag, besonders im Sommer. In ganzen Karawanen ziehen sie zur Höhe, von Felsen zu Felsen. Einer hilft dem anderen, sie ziehen und stützen einander, bis sie oben sind. Dann kann man sie hören, wenn sie den Gipfel erreicht haben, wie sie mit lautem Freudengeschrei den Sieg feiern, den sie über ihre Ungeklärtheit davontrugen. Der Mensch will nicht allein über die Tiere herrschen, sondern auch über die Erde selbst. Er hat es sich zugeichoren, daß es kein Gebiet geben soll, das er nicht durch seine Anwesenheit besudet hätte. So viel Selbstüberhebung muß die Langmut des Himmels erschöpfen. Die Welt ist nicht für den Triumph des Unrechts geschaffen. Auch der Mensch und sein Ruhm sind vergänglich.

In meiner Gefangenschaft machte ich eine überraschende Entdeckung: der Mensch könnte gutherzig sein, er ist es sogar manchmal wirklich. Vergeblich sträubte ich mich, daran zu glauben. Ich sah selbst in seinen Augen den sanften Ausdruck des Mitgeföhls. Man braucht einige Uebung, um sich da nicht zu täuschen. Diese beweglichen Augen, ganz gerade nach vorne gerichtet, stöhnen anfangs nur Angst ein. Der Blick ist so fest und zugleich so flüchtig wie bei keinem anderen Tier. Niemals ist man in Sicherheit vor diesem Auge. Auf die Dauer lernt man jedoch, darin zu lesen. Meistens liest man darin Hochmut oder Schurkerei. Manchmal las ich aber ganz deutlich doch die Güte. An dem Tage, als der Mensch mit den langen und feinen Haaren mich in das Gebirge zurüchtrug, sah ich in seinen bläulichen Augen ein wahrhaftiges Lächeln. Ich bin jetzt überzeugt, daß er mich absichtlich freilassen wollte. Man glaubt, daß die Menschen mit den feinen Haaren und mit der wallenden Haut um die Beine, daß diese Menschen Weibchen sind. Ich glaube es auch. Daraus erklärt es sich, weshalb sie mehr Sanftmut in der Bewegung und im Ausdruck haben. Aber nicht allein die Weibchen sind sanfterer Geföhls fähig. Der Mensch, der morgens und abends die Milch von den Kühen holte, hatte sehr struppiges Haar und harte Gesichtszüge. Auch dieses Menschen Auge sah ich freundlich glänzen, wenn er eine kleine Kuh streichelte, die er jedesmal liebte. Auch mir war er nicht böse gesinnt. Hätte ich gewollt, so hätte er mich an den Liebesungen teilnehmen lassen. Ich wies sie zurück wegen meiner Gefangenschaft, und ich würde sie auch heute zurückweisen, in Freiheit. Denn schließlich, was muß man von einem Wesen denken, daß der Güte fähig ist, und an der Güte nicht seine Freude findet, sondern sie gewaltsam unterdrückt? Das ist unerhört in der ganzen Natur. Ich verstehe den Geier, der nichts von Erbarmen weiß; ich verstehe den Hund, der nichts ist als Niedrigkeit und Wildheit. Aber der Mensch! Wie kann er die Geschöpfe, die

er liebt, zu Sklaven machen und das Blut derer vergießen, mit denen er Mitleid hat? Was ist das für ein Charakter, der heute voll Erbarmen ist und morgen ganz erbarmungslos? Ich rufe den Himmel zum Zeugen: der Mensch ist ein Tier, das gut sein könnte und schlecht sein will. Dieses Scheusal nennt sich Mensch. Das Schicksal überhäuft ihn mit seiner Gunst, und er schreitet immer vorwärts, mit frechem Schritt, seinem Ziele zu: der Welt Herrschaft.

Der Mensch ist das größte Wunder der Natur, nächst dem Murmeltier."

## Der Erklärer der Erde.

Erinnerungen an Eduard Sueß.

Der letzte Meister aus dem heroischen Zeitalter der modernen Erdkunde ist dahingegangen. An Eduard Sueß hat diese Wissenschaft einen Klassiker, wie er ihr nicht bald wieder beschienen sein wird, verloren. In ihm vereinigten sich auch die verschiedenen Strahlen des vielseitigen Begriffs der Erdkunde, und er hat einen erheblichen Teil seiner Sendung damit erfüllt, ein Bindeglied zwischen den beiden großen Zweigen dieses Forschungsgebietes, der Geographie und der Geologie, zu schaffen. Wie notwendig und verdienstlich diese Leistung gewesen ist, geht am schärfsten daraus hervor, daß bei den hartnäckigen Gegnern dieser beiden Schwesterdisziplinen Eduard Sueß als Friedensstifter nicht beliebt war. Namentlich die Geologen wollten keine Verträglichkeit mit den Geographen, denen sie vorwarfen, daß sie sich mit der Begründung der Geographie als Naturwissenschaft zahlreiche und tiefgehende Eingriffe in das Herrschaftsgebiet der Geologie herausnahmen. Es war daher nicht als Kosenamen gemeint, wenn manche Geologen Eduard Sueß einen halben Geographen nannten. Diese Bezeichnung wirkt ein bedenkliches Licht auf die Beziehungen des österreichischen Geologen zu einem Fachgenossen, dem es trotz oder wegen seiner überragenden Größe fast genau ebenso ergangen ist, Ferdinand von Richthofen. Diese beiden Männer, nach Abstammung und äußerer Artung denkbar verschieden, wuchsen zu einem so innigen Verhältnis zusammen, daß jeder den andern seinen besten Freund nannte, und es gab wohl keine erhebliche Frage innerhalb des Gebietes der gemeinsamen Wissenschaft, die nicht brieflich zwischen den beiden Freunden erörtert wurde, — ein Konzern zweier Geistesfürsten. Auch Richthofen war aus einem Geologen zu einem Geographen geworden, allerdings zu seinem halben Geographen, sondern er begann nach der Rückkehr von seiner langen Forschungsreise die akademische Laufbahn jogleich als Professor der Geographie.

Der Vergleich zwischen diesen beiden Männern bietet auch weiterhin eine unerhörliche Fülle von Anziehungspunkten. Beide waren vielleicht gleich vielseitig in ihren Interessen, aber sehr verschieden in ihrer Betätigung. Eduard Sueß sah sich früh ins öffentliche Leben gezogen und gewann als Parlamentarier eine Bedeutung, die auch von seinen politischen Gegnern nicht angezweifelt wurde. Er beschränkte sich weder im Reichsrat noch im Wiener Gemeinderat, dem er gleichfalls angehörte, auf Fragen, die sich mit seiner Wissenschaft berührten. Insbesondere waren seine Verdienste um die Donauregulierung so überragend, daß man ihn mit einer wichtigen Anspielung auf den Sueß-Kanal den Kanal-Sueß nannte, ein Ehrenname, dessen sich sein Träger wohl nicht ungern erinnert hat, wenn er von seiner Wohnung in der Afrikanergasse entweder die Praterstraße hinaus zum Donaukanal oder in entgegengesetzter Richtung nach der regulierten Donau spazierte.

Seine wissenschaftliche Laufbahn war ein rascher Aufstieg. Schon im Alter von 26 Jahren wurde er Professor der Geologie an der Wiener Universität, und er hatte noch lange nicht das patriarchalische Alter erreicht, als er zur höchsten Würde des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Die geologische Einzelforschung im Felde, so wichtig und unentbehrlich sie zur Schaffung der Grundlagen ist, konnte dem umfassenden Geist nicht lange genügen. Zahlreiche wertvolle Schriften aus der ersten Hälfte seines Lebens beweisen, daß er auch in dieser Hinsicht seine Pflicht getan und manchen festen Baustein zum Gebäude der Bezirksgeologie bearbeitet und geliefert hat. In der Paläontologie ebenso beschlagen wie in der eigentlichen Geologie, hat er die Kenntnis der Architektur der Erdkruste insbesondere für die Alpen und Böhmen bereichert, auch ein besonderes Werk über den Boden der Stadt Wien verfaßt, außerdem einzelne Studien bergbaulichen Inhalts veröffentlicht. Aber überall griff er in seinen Gedanken über die örtliche Beschränkung hinaus. Zu einem Meilenstein der Entwicklungsgeschichte der Geologie und Geographie wurde insbesondere die Schrift über die Entstehung der Alpen. An seine bergbaulichen Arbeiten knüpften die beiden berühmten Bücher über die Zukunft des Goldes und des Silbers an, und außerdem hat er namentlich der italienischen Halbinsel einen Teil seiner Studien gewidmet. Er wurde aber nicht zum vielgereisten Mann, obgleich sein größtes Werk „Das Antlitz der Erde“ die ganze Erdoberfläche umfaßte. Auch das ist ihm von kleineren Gelehrten verdacht worden, aber er ist nicht das erste und nicht das einzige Beispiel in der Geschichte der Geographie für die Möglichkeit, fundamentale Fortschritte auf diesem Forschungsfelde zu liefern, ohne sich ausschließlich oder auch nur zum großen Teil auf eigene Beobachtungen zu stützen. Wurde das erste Lehrbuch der allgemeinen Geographie von einem Manne entworfen, dessen ganze persönliche Bekanntheit mit der Erdoberfläche etwa von Danzig bis Amsterdam reichte, so konnte die Zusammenfassung

aller großen geologischen und geographischen Tatsachen zu einem Gesamtbild der Erdoberfläche einem Gehirn entspringen, dessen unmittelbare Erfahrungen über Europa nicht hinausreichten. Es müßte ja auch schlecht um die Zuverlässigkeit der Beobachtungen dieser Wissenschaften bestellt sein, wenn nicht ein kritischer Geist auf ihnen bauen dürfte, ohne überall in Irrtümer zu verfallen. „Das Antlitz der Erde“ ist eins der wunderlichsten Werke, die je geschaffen sind. Ein schweres Buch, das an die Vorbildung und Fassungskraft auch des Fachmanns große Anforderungen stellt, und doch von einem Still und einer Sprachkunst getragen, die ihm eine Anziehungskraft auf weite Kreise erteilt haben. Insbesondere das erste Kapitel über die Sintflut hat ein ungeheures Aufsehen erregt, und wurde daher auch besonders abgedruckt. Im Gegensatz zu seinem Freunde Richthofen, der mit der Bearbeitung der Ergebnisse seiner eigenen Reise in einem freilich um ein Jahrzehnt kürzeren Leben nicht annähernd fertig wurde, hat Sueß sein Lebenswerk in der Hauptsache vollendet, und man wird kaum erwarten dürfen, zahlreiche unbenutzte Manuskripte in seinem Nachlaß zu finden. Vor etwa drei Jahren gab er die letzten Bogen des „Antlitz der Erde“ in den Druck, und damit wäre der achtzigjährige arbeitslos geworden, wenn man von diesem Manne eine solche Annahme auch nur als Verdacht hätte hegen dürfen. Aber wenn er auch die Feder seitdem aus der Hand gelegt hatte, so dauerte sein Wirken bis zum letzten Atemzug. Vornehme Einfachheit zeichnete den würdigen Mann in jeder Umgebung aus. Kaum eine der vielen Anekdoten, die sich an seine Persönlichkeit knüpfen, kann diese Eigenschaft stärker kennzeichnen, als folgende, die hier zum Schluß in die Erinnerung gerufen werden mag. Es war in einer glänzenden Gesellschaft, in der die höchsten Kreise Wiens, die Aristokratie von Geburt und von Geist, vereinigt waren. Es strahlte von Ordenssternen, und nur ein Mann bewegte sich in diesem blendenden Meer als ein dunkler Punkt in einfachem schwarzem Frack ohne die kleinste Auszeichnung. Unerfahrene rieten, wer dieser Sonderling sein könnte, da selbst ein kleiner Beamter in Oesterreich irgend einen Orden anzulegen haben müsse. Man hegte schließlich den furchtbaren Verdacht, daß sich ein Anarchist in diese erlauchten Kreise verirrt hätte, bis schließlich die erlösende Aufklärung kam: „Das ist Eduard Sueß, der Präsident der Akademie der Wissenschaften!“ Prof. Dr. Tieszen.

## Die Indianer Mexikos.

Wenn man bedenkt, daß viele der Männer, die seit der Befreiung Mexikos von der spanischen Herrschaft, dessen Geschichte geleitet oder hervorragend beeinflusst haben, reinblütige oder fast reinblütige Indianer gewesen sind, wie Venito Suarez, Porfirio Diaz und jetzt Huerta, so liegt es nahe, sich ein wenig mit diesem wichtigen Bevölkerungselement der Republik zu beschäftigen, das ohne Zweifel auch in Zukunft eine maßgebende Rolle in dem Lande spielen wird. Wie überall in der romanischen Amerika, so hat auch in Mexiko seit der Konquista (Eroberung) eine weitgehende Durchmischung der indianischen Urvölker mit den Weißen stattgefunden; aber gegen 40 Proz. sind doch noch indianisch geblieben. So ist es nicht zur Bildung einer „mexikanischen Nation“ gekommen.

Die im Bereich der heutigen Republik wohnenden Indianer sind in Sprache und Kulturbestand nicht einheitlich. Die Vorstellung ist falsch, daß die vorspanische Bevölkerung nur oder auch nur größtenteils aus Azteken bestanden habe. Gerade diese Azteken waren ein an Zahl recht unbedeutender Stamm der Nahua-Sprachgruppe, der anfangs nur ein Stiel des Hochlandes um die Stadt Mexiko bewohnte und erst spät, 50 Jahre vor dem Erscheinen des Cortez, sich seiner kriegerischen Ueberlegenheit bewußt wurde und das große Aztekenreich gründete, auf das die spanischen Abenteurer im Jahre 1519 stießen. Aber dieses Reich war erst ganz lose gefügt; es umfaßte Dutzende von Stämmen oder kleinen Staaten, die nicht aztekisch waren, und barg deren auch solche in seinen Grenzen, die ihre Unabhängigkeit überhaupt noch nicht verloren hatten und gleich mit Cortez gemeinsame Sache machten. So fiel dem das Reich unter dem Ansturm der Fremdlinge bald in sich zusammen.

Die mexikanischen Indianer sind so wenig einheitlich, daß zu ihnen sowohl die Nachkommen des Kulturvolkes der Maya, wie die als Sammler, Fischer und Jäger auf niedriger Kulturstufe stehenden Seri-Indianer gehören. Diese Seri, die heute infolge der Ausrottungskämpfe der mexikanischen Regierung auf die Insel Tiburon im kalifornischen Meerbusen und das gegenüberliegende Küstenstück von Sonora beschränkt sind, errichten kaum ein Obdach und verjähren ihre Nahrung roh; sie sind die primitivsten Eingeborenen Amerikas. Auf der Kulturleiter nach oben hin würden dann die Otomi folgen, die schon von den Azteken als „Hunde“ bezeichnet und aus dem Hochtal von Mexiko in dessen Randgebirge vertrieben wurden. Die Otomi sind immerhin schon fehschaft. Sie haben sich Sprache und Sitten noch recht rein erhalten und leben abgeschlossen für sich, nur gelegentlich die Markorte der Ebene aufsuchend. Sie gehören zu den Stämmen, die schon vor Ankunft der Nahuas auf mexikanischer Erde saßen, sind untersekt und schwerfällig und färben das Haar rot.

Weiterhin sind mehrere westmexikanische Stämme zu nennen, die zwar gleichfalls noch nicht zu den altamerikanischen Kulturvölkern zu rechnen sind, aber schon wesentlich höher stehen, als die

bisher genannten Stämme. Hierher gehören die Pima, Quichol, Mota und Tarahumara. Auch sie sind in ihren abgelegenen Gebirgswohnsitzen von europäischen Einflüssen nur wenig berührt worden, und es hat namentlich erst das Studium der Mota in der Sierra de Reharrt von Tepic uns zum richtigen Verstehen der aztekischen Religion verholfen. Die Tarahumara in der westlichen Sierra Madre der Staaten Sinaloa, Sonora und Chihuahua waren fröhliche Höhlenbewohner und gleichen den „Cliffdwellers“ von Arizona und Neumexiko.

Zu den Kulturböckern Altmerikos gehörten u. a. die Mixteken und Zapoteken des heutigen Staates Oaxaca, die Tarastken in Michoacan, die Azteken des Hochlandes von Anahuac und die Maya in Chiapas und Yulatan. Häufig werden die zahlreichen Reste ihrer Architektur, die man in diesen Staaten vorfindet, Tempelpyramiden und Paläste, schlechtweg als aztekisch bezeichnet; sie sind das aber nicht, sind auch oft älter. Zapotekisch sind die prächtigen Ruinen von Mitla, das erst Ende des 15. Jahrhunderts von den Azteken zerstört worden ist. Viel älter als die Azteken sind die Tarastken und ihre Kultur. Sie hatten eine eigene Bilderschrift. Am besten sind wir über die Staatseinrichtungen und die sozialen Verhältnisse bei den Azteken unterrichtet, dank den ersten spanischen Berichten. Sie waren derart, daß die Spanier ihnen kaum etwas voranzuhaben konnten. In starkem Gegensatz dazu stand allerdings der mit scheußlichen Menschenopfern verbundene Götterkult, der übrigens in dieser Gestalt auf die Azteken beschränkt war und von den übrigen Völkern Altmerikos verabscheut wurde. Die Maya endlich zeigten neben manchen Eigentümlichkeiten auch viele Verührungspunkte mit den Azteken, so in der Schrift (Bilderschrift) und im Kalender. Selbständig waren jene in ihrem reich und zweckmäßig ausgebildeten Zahlensystem, das auf der Zwanzig beruhte und den Stellenwert der Zahl kannte. Ihre schönsten Bauwerke, in denen nicht selten aztekischer Einschlag zu erkennen ist, die aber schon zur Zeit der spanischen Eroberung verlassen waren und in Ruinen lagen, finden sich in Yulatan.

Die spanische Kolonisation hat in Amerika und also auch in Mexiko einen dauernden kulturellen Niedergang zur Folge gehabt. Wahrscheinlich ist von den uns erhalten gebliebenen altmerikanischen Bau- und Kunstwerken nicht eines nach der Eroberung entstanden. Erlösch aber auch die indianische Kultur mit einem Schläge für immer, so haben die Spanier den indianischen Charakter selbst nicht umwandeln können, und als ihre Herrschaft zu Ende war, da vermochte jede indianische so gut wie jede kreolische Intelligenz sich Geltung zu verschaffen, da es keine Schranke mehr gab. Vor allem in den ewigen inneren Kämpfen. Die Truppen der Rebellenführer und Präsidentschaftsbewerber bestanden natürlich größtenteils aus Indianern, und jeder hatte den Marschallstab im Tornister. Daraus erklärt es sich, daß im neuen Mexiko die führenden Geister selten Weiße gewesen sind.

### Kleines Feuilleton.

**Reintierzucht in Deutschland.** Es scheint, daß das Reintier in seiner Heimat, dem Lappland, vom Aussterben bedroht ist. Wenigstens wird der Fachzeitschrift: „Der Weidmann“ von einem Mitarbeiter aus Christiania geschrieben: Der Lappenvogt Sjaaf hat der norwegischen Regierung einen Bericht über die Reintierzucht der Lappen im verflossenen Jahre eingereicht. Darin betont er, daß das Aussterben der Reintiere nur noch eine Frage der Zeit sei, wofür nicht eine schleunige Hebung der Reintierzucht erfolge. Die Zahl der Reintiere, die Ende 1912 noch 29 346 betrug, ist jetzt auf 25 761 herabgesunken. Da ist es nun sehr interessant zu hören, daß der erste Versuch, Reintiere als Haus- und Nutztiere in Deutschland einzuführen, völlig gelungen ist. Vor reichlich zwei Monaten ließ Pastor Lorenzen auf der Insel Röm, Kreis Tondern, einen Hirsch und zwei Tiere aus Lappland kommen und auf dem einsamen Eiland weiden. Röm besitzt 2000 Hektar Oedländerieien, die bisher nutzlos dalagen. Sie liefern eine Flechte, die Reintiere gern fressen. Der Hirsch „Jiaal“ und die beiden Tiere haben sich schnell in die neuen klimatischen Verhältnisse eingelebt und sind prächtig gediehen. Mehrere Landwirte auf Röm haben jetzt beschlossen, die Reintierzucht zu betreiben. Ende Oktober treffen elf prächtige Tiere auf Röm ein. Das Oedland kann rund 500 Reintiere ernähren, die einen jährlichen Gewinn von 25 000 Mark bringen würden. Auch andere Gegenden in Deutschland sind für die Reintierzucht geeignet, so daß Deutschland vielleicht berufen ist, dieses nützliche und schöne Tier vor dem Untergang zu bewahren.

### Hygienisches.

**Die Bekämpfung der Kurzsichtigkeit.** In der Berliner Gesellschaft für soziale Medizin sprach kürzlich Dr. Georg Levinsohn über „Kurzsichtigkeit und Schule“. Seit Jahren kämpft die Schulhygiene gegen Kurzsichtigkeit, und doch ist dieser Kampf recht erfolglos, wenn man bedenkt, daß 50 Proz. der Gebildeten in der Schule ihre Kurzsichtigkeit erwerben und daß mit den aufsteigenden Schulklassen auch die Kurzsichtigkeit an Intensität und Quantität zunimmt. Der Vortragende erklärte diese auffällige Erscheinung damit, daß die bisherigen Theorien über die Kurzsichtigkeit unrichtig seien und bis infolge dessen auch nicht die richtigen

Gegenmaßregeln ergriffen habe. Man nahm bisher an, daß die erworbene Kurzsichtigkeit vor allen Dingen durch das Nabeheranbringen des Gegenstandes an das Auge eintrete. Die nächste Folge sei die bekannte Längsstreckung des Augapfels, die dann die Krankheit zur Folge habe. Demgegenüber weist Dr. Levinsohn darauf hin, daß gerade in einigen Verufen, die ihre Arbeit sehr nahe an das Auge heranbringen müssen, z. B. bei den Uhrmachern, Zinzelierern, Kunstflickerinnen, die Kurzsichtigkeit im Verhältnis gering sei. Genaue Untersuchung der Ursache ergab, daß bei diesen Verufen die Körperhaltung ziemlich aufrecht ist (Sitzen auf niedrigem Stuhl, Arbeiten an hohem Tisch). Diese Tatsache ist nun einer der Beweise für die neue Theorie Dr. Levinsohns über die Ursache der Kurzsichtigkeit. Durch eine große Reihe von Tierversuchen wie durch anatomischen Befund glaubt der Redner einwandfrei bewiesen zu haben, daß nicht das dicke Heranbringen des Gegenstandes an die Augen die Kurzsichtigkeit hervorruft, sondern daß sie durch die Beugung des Kumpfes und Kopfes bei der Arbeit entstehe. Dadurch fällt nämlich das Auge nach vorn, und so treten (da die Schwerkraft einwirkt) Zerrungen auf, besonders am Sehnerv. Der Augapfel dehnt sich in die Länge — und die Kurzsichtigkeit ist da. An Affen hat Dr. Levinsohn durch eine entsprechende Versuchsanordnung bei Beugen des Kopfes künstliche Kurzsichtigkeit hervorgerufen. — Mehr als bisher, sagte Dr. Levinsohn, muß die Schule Wert legen auf eine gerade Körperhaltung. Der Vortragende forderte, man solle wenigstens beim Lesen in der Schule die aufgestellten Bänke verwenden, auf deren Klappe dann das Buch rechthöckig zur Augenschicht des aufrechten Körpers steht. Auch die Einführung der Steilschrift sei anzustreben. Es ist klar, daß bei der Kurzsichtigkeit, wie bei jeder Krankheit, auch Dispositionen vorhanden sind; namentlich nach Schwächung des Körpers durch Krankheit werden sie hervortreten. Umso mehr sind auch gerade vom Gesichtspunkt der Kurzsichtigkeit Gymnastik und Sport zu empfehlen, die den Körper kräftigen. Achtet man besonders darauf, daß beim Arbeiten Kopf und Kumpf nicht gebeugt sind, dann wird es möglich sein, die ungeheure Verbreitung der Kurzsichtigkeit wirksam zu bekämpfen.

### Geschichtliches.

**Zum Ursprung der Freiheitskriege.** In einer Studie über neuere Historiographie behandelt Max Lehmann, sich mit preussischen Geschichtsschreibern wie Max Dunder, Drosfen, Treitschke auseinandersetzend, die Genesis des preussisch-russischen Bündnisses von 1813 (Historische Zeitschrift 1914). Die Arbeit bestätigt alles, was besonders von sozialistischer Seite über den Anteil des preussischen Königs an den Freiheitskriegen gesagt worden ist. Einen Tag, nachdem Friedrich Wilhelm III. die Freiwilligen aufgerufen, am 5. Februar 1813, schrieb er an Hardenberg: „Anbei eine neue Denkschrift Ancillons, ich finde sie ganz übereinstimmend mit meinen Ideen.“ Was waren das für königliche Ideen? Die erhaltene Denkschrift Ancillons gibt darüber unzweideutige Auskunft.

Vor allem hegt man Besorgnis vor revolutionären Bewegungen, als deren Anstifter — Stein, der „Republikaner“, gilt. Was ist gegen diese revolutionäre Gefahr zu tun? Kampf für deutsche Freiheit etwa? Nicht im mindesten! Die königlichen Ideen sind in Ancillons Fassung vielmehr: „Ich höre rufen: Deutschland, Deutschland! Ich antworte, daß Deutschland nicht das hauptsächlichste Ziel, der Gegenstand, auf den es in erster Linie ankommt, die absolute Bedingung alles Guten im Gange der Politik Preußens sein muß. Gernemern wir uns, daß wir zunächst und vor allem Preußen sind!“

Napoleons Macht, so wird weiter dargelegt, ist durchaus nicht zu Ende. Die Katastrophe der großen Armee war mehr ein Werk der Natur als der Menschen. Würde Preußen sich jetzt erheben, so würde eine vielleicht noch schlimmere Anechtung Preußens die Folge sein. Endergebnis: Preußen will sich als Friedensvermittler zwischen Frankreich und Rußland versuchen. Es würde dann mit der Wiedergabe von Danzig, Magdeburg, dem Herzogtum Warschau, am Ende sogar noch der Altmark belohnt werden. Nur wenn Napoleon wider Erwarten den preussischen Vorschlag ablehnen sollte, müßte Preußen an der Seite Rußlands den Krieg wagen. Aber das Erste und Wesentliche war die Absicht, deshalb ein Bündnis mit Rußland zu schließen, um den Frieden mit Frankreich vermitteln zu können. (Dunder hat mit Kenntnis der geheimen Urkunden wider die Wahrheit die feurige Kriegsbereitschaft des Königs behauptet!)

Auch die vom König unterzeichnete Instruktion für den Unterhändler der russischen Bündnisverhandlungen — Ansebed — war von dem gleichen Geist erfüllt. Beim Jar wurde Beschwerde geführt über Steins „fast revolutionäre“ Maßnahmen, der russische Kaiser sollte Stein befehlen, alles zu vermeiden, was dem Gehorsam der Untertanen gegen ihren König Abbruch tun könnte. Nichts von deutschen Befreiungsplänen!

So unterbreitete denn der König Frankreich den Waffenstillstandsvorschlag, der nicht etwa ein taktisches Manöver war, sondern eine Maßnahme blasser Furcht. Die Franzosen sollten hinter die Elbe, die Russen hinter die Weichsel zurückgehen, damit der König in Schlesien nicht gefährdet wäre.

Erst am 23. Februar gelang es, den König kriegerisch umzustimmen; er war offenbar durch die drohenden Berichte über revolutionäre Wörungen eingeschüchtert worden.